Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No.173. Daß mich die Wedesweilern den Weg gefuhlt hot, wie ich Ihne das letzte mol geschriwwe hen, da hen ich kein Wort driwwer verlore. Ich hen gedenkt, o, well, hen ich gedenkt, ich kenne die Wedesweilern ja un was se do jetzt gedahn hot, das is nur noch en annerer Pruhf dafor, was ich schon immer gesagt hen: Se is desfiefing un stock opp un se hot grad so en Riespeckt for ihren Hosband wie einige annere diesente Frau, blos mit die Differenz, daß se 's nit zugewwe will. Awwer ich hen Ihne heut verzähle wolle, was unsere Hosbänder gesagt hen, wie se uns widder gesehn hen. Mer sin, das meint mich un die Kids, selle Nacht in unser Bett gange un hen geschlofe, wie en Rack. Wie ich Morgens uffgeweckt sin, do hen ich mich umgeguckt un denke Se emol an, der Philipp, was mein Hosband is, der is noch gar nit heim gewese! Do kann mer awwer sehn, daß es die höchste Zeit war, daß ich heim sin komme. Och, iwwer die Männer, do kann mer sich ärgern, wann mer will. Well, hen ich gesagt, wann der alte Mann heim komme duht, dann kann er awwer ebes erlewe. Do is mich auch erscht eingefalle, daß das Bett eckfäcklie zugekowwert gewese is, wie ich's gemacht gehabt hen, wie ich fort sin un ich hen jetzt mitaus Daut gewißt, daß der Philipp die ganze Zeit, wo ich nit heim war, nit e einziges mal ns Haus geschlofe hot. Ojoijoijoi, das sin mich awwer schöne Sache gewese. Un ich gutes dummes Diehr hen mich um den Philipp gebattert un getruwelt, bikahs er is so lohnsomm. Well, wart nur, wann du mich heim komme duhst, ich will dich schon fickse. Well, der Philipp is awwer nit heim komme. Ich sin zu die Wedesweilern un die hot do gesosse un hot gegreint. „Denk emol, Lizzie, hot se gesagt, mein Alter is ja gar nit da!" Meiner auch nit, hen ich gesagt un dann hen mer zu zweit e Duett gegreint. Ei tell juh, mei Herzche is mich puttienier gebroche. Wie mer so for e ganze Weil gegreint hatte, do hot die Wedesweiler'n gestappt un ot en Lumpe geholt, wo se den Flohr mit gemahpt hot. Von unser vieles Greine war nämlich der Flohr ganz naß geworde un die Wedesweilern hot gesagt, se wollt ihren Mann nit die Sättisfäckschen gewwe, zu wisse, daß sie for ihn gegreint hätt. Lizzie, hot se dann gesagt, es is kein Juhs, daß mer greine duhn, in die erschte Lein müsse mer emol driwwer nachdenke, wo die Feger sein könne. Ich denke, se sin an e Sprie. No, no, hen ich gesagt, ich sin schuhr, der is e Wummen in den Kehs. Well, hot die Wedesweilern gesagt, was das konzerne duht, do kann doch nur von den Wedesweiler die Red sein, bikahs ich kann nit denke, daß sich e Wummen in so en armselige hohmlie Feller wie dein Philipp verschammerire duht. O, ein dont noh, hen ich gesagt; der Phil is in Riegard zu gute Lucks grad so schön wie dein lterA un biseids hot er auch nit den Wißkie-streht-Schmell wie dein Alter; was awwer das Ehtsch anbetrifft, so weißt du gut genug, daß er volle siwwe Woche jünger is wie der Wedesweiler. Well, hot die Wedesweilern gesagt, du kannst doch mein Alte nit mit den Phil kompehre. Un wann der Phil voll von Gold hänge deht von owwe bis unne un dann wotll ich ihn nit. Das glaub ich, hen ich gesagt, das is die Storie vno die sauere Grehps; awwer ich will dich ebbes sage, wann in meine junge Jahre, wie ich eingesehn hen, das es nit gut is, wenn e junges Mehdche allein is, ich sage, wann selle mol der Wedesweiler der einzige Mann an die ganze Welt gewese wär, dann hätt ich gesagt, gowehbäck un sitt daun, ich bleiwe sinkel. Mer hen noch for e ganze Weil gefeit, awwer, mit meine bekannte Gutheit, hen ich zuerscht gestappt un hen gesagt: Nau Wedesweilern luckehier, was is die Juhs, daß mer jetzt feite, davon finne mer nit aus, wo die Fellersch sin. Du host recht, Lizzie, hot se gesagt, mir hen widder emol Fuhls aus uns gemacht un ich denke mer mache widder uff. Jetzt wolle mer emol in Front gehn un en Kimmel nemme un dann komme uns schuhr bessere Gedanke. Mer sin dann in den Saluhn un hen e Kimmelche gehabt un die Wedesweilern hot den Bahrtender gefragt, wo der Bahs wär. Wei, die zwei Schentelmänner, hot der Bahrtender gesagt, die hen mit den Mister Mehr un den Mister Pressendent von den Bohrd off Ettjukehschen e kleine Eckskurschen gemacht. Se hen zuerscht reffjuhst, bikahs se hen die Lehdies eckspecktet, awwer der Mister Mehr hot so lang in se getahkt, bis se ihren Meind getschehnscht hen. Well, das hot uns off Kohrs for die pressente Zeit e wenig besser fühle mache, awwer ich hen noch mehr wisse wolle. Ich hen mich noch e Kimmelche einschenke losse un wie die Wdesweilern in die Kitschen gange is, for e wenig Lunsch uffzuschneide, do hen ich den Bahrtender getäckelt. Ich hen gesagt, ich hätt mich gewunnert, daß in unser Haus alles so schön uffgestrehtend wär; ich hätt e ganz differente Kandischen eckspäcktet. Ja, hot der Bahrtender gesagt, wer soll denn das Haus uffmosse, Ihne Ihren Mann is ja in die ganze Zeit noch seine dreimal in den Haus gewese. Sell hot mich arig schlecht fühle mache. Also doch, hen ich zu mich gedenkt. Jehs, hot der Bahrtender dann widder gesagt, von den Dag an wo die Lehdies fort sin, do hen se alle beide bei den Mister Mehr gebohrd un hen auch bei ihn geschlofe. Den Weg hen sie ihr gutes Futterche gehabt un hen auch niemand gebraucht for alle Dag das Haus uffzustrehtene. Der Mister Wdesweiler hot mich geheiert for daß er nit den ganze Dag hinner die Bahr zu stehn braucht un dann noch e anneres Ding, der Mister Mehr will ihn immer mit sich hen, bikahs er gleicht ihn so gut. Well,

Mister Edithor, ich hen so happig gefühlt, daß ich puttinier den Mißteht gemacht hätt, den Bartender en Kiß zu gewwe. Zum Glück is die Wedesweilern grad mit ihren Lunsch komme und da is nicks draus geworde. Wie ich die Wedesweilern alles verzählt hen, do is se auch arig froh gewese un hot gesagt, jetzt müßte mer awwer auch e kleine Rieseppschen for die Mennfohks errehnsche. Se hot mich for Dinner inweited un auch die Kids, sodaß mer all beisamme sein könnte. Die Wedesweilern is doch e gutes Diehr. Mit beste Regards

Yours

Lizzie Hanfstengel.

Japan und Chile.

Ein Spezialagent der Bundesregierung, der nach Brasilien entsandt war, um an Ort und Stelle die Aussichten, die sich dort der Erweiterung unseres Handels bieten, zu studiren, bestätigt in seinem Bericht, was auch schon früher bekannt war, daß in den dortigen Häfen unsere Handelsflagge nur selten zu sehen ist, daß dem Interesse der dortigen Bevölkerung die Ver. Staaten so entfernt sind, als lägen sie am Ende der Welt. England, Deutschland und Frankreich haben den Handel in den Händen, wenn wir davon Antheil haben wolle, müssen wir ganz andere Anstrengungen machen als gelegentlich panamerikanische Congresse abhalten, zum mindesten müßten wir eine oder mehrere Dampferlinien modernster Einrichtung in Dienst stellen, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf uns zu ziehen. Wie in Brasilien so ist es auch in den anderen Ländern der südlichen Hälfte unseres Continents. Aber auf der Westküste, wo das aufgewachte Chile frischen Unternehmungsgeist zeigt, ist unser Handel nur mäßig vertreten, während unsere Lage doch auf die Gelegenheiten hinweist, die sich aus der zukünftigen Entwicklung des Verkehrs über den Stillen Ozean ergeben müssen. Ehe wir es uns versehen, wird uns selbst der Japaner dort voraus sein.

Schon vor dem Ausbruch des Krieges mit Rußland hat das japanische Handelsministerium sich bemüht, neue Anknüpfungspunkte mit Südamerika zu finden. Regierungskommissare waren in Chile, um die Marktlage zu studiren; schon wurde ernstlich der Plan einer direkten Dampferverbindung zwischen Japan und den südamerikanischen Freistaaten erwogen. Durch den Ausbruch des Krieges wurde die sofortige Verwirklichung dieser Idee selbstredend unmöglich; doch ist die Ausführung nur noch eine Frage der Zeit. Vor einigen Wochen kündigte der Telegraph den Besuch des früheren, in Mexiko beglaubigten japnischen Gesandten in Chile an; selbst in den jetzigen Kriegszeiten findet die Diplomatie des Mikado also noch Zeit, an der Erreichung weiterer Ziele zu arbeiten. Sobald der Kampf im fernen Osten einmal beendet ist, wird die japanische Handelsflagge sich auch in den Häfen Südamerikas zeigen, und die Erzeugnisse des unermeßlich reichen Asiens, die heute zumeist auf dem Umwege über Europa nach Südamerika gelangen, wird der Japaner den Südamerikanern feilbieten. Und es ist wohl anzunehmen, daß er auf manchem Gebiete auch dort sich als ein gefährlicher Gegner erweisen wird.

Die Machtverhältnisse im Stillen Ozean, heißt es in einer Correspondenz aus Valparaiso, haben sich verschoben: die feine Küstenländer bewohnenden Völker werden in viel nähere Beziehungen zu einander treten als je zuvor. Und in absehbarer Zeit wird der japanische Großhandel auch auf dem südamerikanischen Markt Fuß zu fassen suchen. Die hiesigen Zeitungen drängen daher darauf, daß sich die chilenische Republik im Reiche des Mikado diplomatisch vertreten lasse, und zwar durch einen ihrer hervorragendsten Söhne, der mit weitem Blick und sicherer Hand die neuen Handelsbeziehungen in die Wege zu leiten hätte. Man hofft auf einen regen Güteraustausch und rechnet bestimmt damit, in Korea und auch wohl in Japan selbst ein neues, äußerst aufnahmefähiges Absatzgebiet für Salpeter zu finden. Andererseits werden manche Erzeugnisse japanischen Gewerbefleißes hier willige Käufer finden. Japan kann infolge seiner niedrigen Arbeitslöhne billige Waare liefern und wird wohl dem einen und anderen amerikanischen und europäischen Fabrikat eine scharfe Conkurrenz machen.

Sachalin soll halb russisch, halb japanisch werden. Hat man je den Wolf und das Lamm ruhig neben einander liegen sehen?

Die Qual der Wahl.

Novelle von Guy de Teramond.

Da sie nicht zusammen leben konnten, so ließen sie sich scheiden. Die Geschichte ist mehr als alltäglich. Wie gewöhnlich gegenseitige Abneigung; das Urtheil gab in seinen Gründen keinem von beiden Recht; das Unrecht und die Schuld waren auf beiden Seiten. Und da Kinder vorhanden waren — Zwillinge — so entschied das Gericht, die Mutter sollte sich das eine wählen, und der Vater sollte das andere behalten.

Herr und Frau Girianne hatten sich aus Liebe geheirathet. Es war eine Liebe auf den ersten Blick, ein Blitzschlag, ein Sturm der Leidenschaft. Sie war eine zierliche und zarte Blondine, er ein kräftiger, stattlicher Mann. Das ewige Gesetz der Kontraste hatte diese Ehe zustande gebracht. Zwei Monate nach ihrer ersten Begegnung fuhren sie als Neuvermählte nach Nizza, sich im Luxuszuge innig umschlungen haltend. Ein reizendes Paar, sagte man in ihrer Umgebung. Und das war auch richtig. Im fünften Jahr verkehrten sie nur noch durch ihren Anwalt mit einander. Kurz nach den Flitterwochen war ihnen das gemeinsame Leben zu einer Hölle geworden. Als die Leidenschaft der ersten Wochen vorüber war, hatte ihr Charakter die Oberhand gewonnen. Er hatte sich als eifersüchtig, brutal und mürrisch gezeigt; sie war nervös, zanksüchtig und launenhaft geworden. Im Grunde waren sie beide nicht bösartig, aber die Liebe war schon entschwunden; sie konnten ihre beständigen Zänkereien icht mehr durch gegenseitige Konzessionen mildern. Und von einem Tag zum andern wurde der unüberbrückbare Graben zwischen den beiden Gatten, die nach und nach Feinde geworden waren, immer tiefer.

Die Geburt zweier kleinen Jungen, Pierre und Paul, hatte die Eintracht in der Häuslichkeit für einige Zeit wieder hergestellt und die Gatten in gegenseitiger Liebe zu den kleinen Wesen einander näher gebracht. Dann hatten die Streitigkeiten von Neuem wieder begonnen; die Haushaltungsgegenstände flogen von Neuem durch die Stuben; die Schwiegereltern hatten sich hineingemischt und das Feuer geschürt, das nur eines Hauches bedurfte, um hell aufzuprasseln; dem Schmollen waren die heftigsten Szenen gefolgt: dann war jeder wüthend, empört, außer sich, seine eigenen Wege gewandelt.

Indessen mußte man nun vollständig ein Ende machen; die Kinder waren während der Scheidung ihrer Großmutter anvertraut gewesen; diese Situation konnte nicht ewig so weiter gehen; der Anwalt des Herrn Girianne theilte dem der Madame Girianne mit, sein Klient wünsche, daß das Urtheil zur Vollstreckung gelange, seine Frau solle also Pierre oder Paul mitnehmen, damit der andere in die väterliche Wohnung zurückkehren könnte.

Mehrmals war Madame Girianne zu ihrer Schwiegermutter gegangen, um sich eines der Kinder zu holen; doch sie war verwirrt, perplex fortgegangen, ohne sich entschließen zu können. Sie liebte sie nämlich beide gleich. Wenn sie sich noch ähnlich gesehen hätten, vielleicht hätte sie dann den Muth gehabt, sich entschließen und einen, gleichviel welchen, mitnehmen zu können; aber es war nicht möglich, zwei so verschiedenartige Naturen zu finden, wie es diese beiden Kinder waren; der eine war das Ebenbild seiner Mutter, der andere das seines Vaters; Pierre war ein feiner, zarter Blondkopf; Paul, der ihn weit überragte, war brünett, untersetzt und kräftig und versprach später ebenso stark wie Herr Girianne zu werden.

Welchen sollte sie wählen? Ihr lebendes Abbild oder das des Mannes, den sie trotz allem angebetet und an den sie nicht denken konnte, ohne daß sich ihr das Herz heftig zusammenschnürte. Eine entsetzliche Wahl, und willenlos stand sie vor der dringenden Nothwendigkeit, zu der sie sich selbst verurtheilt hatte. Denn sie durfte sich nicht täuschen; das Kind, das man ihr nahm, kannte sie nicht mehr; trotz des Rechtes, das ihr das Gericht zugestand, es in der Woche einmal zu sehen — als Austausch sollte sein Bruder an diesem Tage zu seinem Vater gehen — würde sie für ihn nur noch eine Fremde sein, wenn Herr Girianne seinen Sohn nicht gar sie hassen lehrte.

Es ist doch etwas Traurges um solche Scheidung, denn sie traf sie ja gerade in den tiefsten und geheiligten Gefühlen ihrer Mutterliebe! War es etwa ihr Schicksal, von jetzt ab ohne Zuneigung und ohne Schutz durch das Leben zu gehen? Sollte sie die schönsten Jahre ihres Lebens verstreichen sehen, bis ihre Haare grau waren, und die Runzeln sich in ihre Stirn gruben, ohne jemals den unendlichen Genuß der erwiderten Liebe kennen gelernt zu haben ....

Und sie, sie hatte das alles so gewollt .... und das Uebel war nicht gut zu machen .... einsam und allein, so lautete das traurige Loos, das entsetzliche Schicksal, das ihr hier auf Erden noch vorbehalten war ... Und doch ... war das nicht doch besser, als die furchtbaren Szenen, die ihr Leben in diesen ganzen Jahren gebildet hatten, und die ihre grausamen Narben für immer in ihr zurückgelassen?

Vielleicht war es sogar das Beste! Und dieses Wort „Vielleicht", in dem gleichzeitig Hoffnung und Bedauern lag, das neben der Dämmerung der Vergangenheit auch die Morgenröthe der Zukunft bedeutete, quälte sie mit unsagbarer Angst.

Indessen wurde Herr Girianne ungeduldiger; er wiederholte fortwährend seine Aufforderung, und zwar in immer gebieterischerer Weise.

So mußte sie denn die letzten Stufen des Kalvarienberges hinaufsteigen, und ohne zu wissen, wie sie den festgesetzten Termin wieder einmal hinausschieben sollte, begab sie sich gebrochenen Herzens zu ihrer Schwiegermutter, fest entschlossen, diesmal nicht allein nach Hause zurückzukehren.

Infolge eines unerklärlichen Zufalls befand sich ihr Mann im Salon, als sie eintrat.

Er erhob sich und begrüßte sie stillschweigend. Seit mehr als einem Jahre hatten sie sich nicht gesehen; sie betrachteten sich verstohlen; er schien ihr schöner als je mit seinen Athletenschultern, seinem Siegerschnurrbart, seinen lustigen, schwarzen Augen; sie kam ihm noch entzückender vor als früher mit ihrem Teint einer blassen Rose, die unter reifen Aehren erblüht zu sein schien, ihrem schmachtenden Blick und ihrer zarten Taille, die so schlank wie ein Schilfrohr war. Doch wozu noch daran denken? Das lag ja schon so fern! ....

„Madame," sagte er endlich mit möglichst fester Stimme, „ich freue mich, Sie hier zu sehen. Wir wollen endlich einmal einer Situation ein Ende machen, die sich nicht so endlos hinziehen kann. Wollen Sie mir mittheilen, welchem unserer Söhne Sie den Vorzug gegeben haben?"

Sie konnte nicht gleich antworten; Thränen stiegen ihr in die Kehle und erstickten sie; die Mutter empörte sich in ihr; endlich gewann ihr Schmerz die Oberhand, und sie rief:

„Mein Gott, haben Sie denn kein Herz, daß Sie mich zwingen wollen, einen solchen Entschluß zu fassen ... Kann ich denn meine Kinder anders als gleich lieben?"

Etwas bewegt stammelte er: „Aber das Urtheil, ich habe doch das Recht."

„Ja, Sie haben das Recht, aber trotzdem wundert es mich, daß Sie den Muth haben, mir einen solchen Vorschlag zu machen. Nehmen Sie einen Ihrer Söhne, mein Herr .... welchen Sie wollen ... ich beuge mich vor dem Gesetz .... Aber verlangen Sie nie von einer Mutter, sie solle eines ihrer Kinder freiwillig ihrer Liebe und ihrer Zärtlichkeit berauben ...."

Er fühlte, wie Thränen an seinen Wimpern perlten.

„Jeanne," murmelte er, „Jeanne, Sie sind besser als ich! .... behalten Sie Ihre Söhne .... ich werde mich opfern .... ich lasse sie Ihnen alle beide ..... vielleicht werden Sie mich dann nicht mehr hassen ...."

„Ich hasse Sie nicht ...."

Sie hielt ihm frei und offen die Hand hin: „Und der Beweis dafür ist, daß ich Ihren Vorschlag nur unter der Bedingung annehme, daß Sie sie täglich bei mir besuchen ...."

Er neigte seine Lippen auf ihre kleinen Finger, die in den seinen zitterten, und murmelte:

„Ja, ich werde kommen." — — —

Eine tragikomische Szene.

spielte sich am Fahrkartenschalter auf dem Göttinger Bahnhofe ab. Ein älteres Ehepaar, das mit dem Abendzuge nach Hannover fahren wollte, hatte sich erzürnt. Laut schimpfend betraten die beiden Eheleute das Bahnhofsgebäude. Da plötzlich will der Herr Gemahl das Fahrgeld für seine „bessere Hälfte" nicht zahlen. Sie versucht es mit Thränen, Bitten, Schimpfen, den Mann zu erweichen. Als aber alles nichts nutzt, verabfolgt sie ihm eine schallende Ohrfeige. Es entspinnt sich nun im Beisein zahlreicher Neugieriger folgender Wortwechsel. Er: „Ich lasse Dich arretiren, Du böses Weib." Sie: „Willst Du jetzt das Fahrgeld für mich bezahlen?" Er: „Nein!" In diesem Augenblick sagt „sie" nichts, „er" aber fühlt zweimal rasch hintereinander ihre Hand auf seiner Wange. Klatsch, klatsch, so hörten die Zuschauer. Sie saßen und — halfen, denn hastig sagte er: „Ja, ja, hier ist das Geld!" Sie: „Was, nur vierter Klasse?" Er: „Ja." Sie: „So, warte nur!"

Und nun folgten die Ohrfeigen ohne Pausen. Sein Widerstand war gebrochen. Mit den Worten: „Hier ist das Geld!" löste er zwei Fahrscheine dritter Klasse. So geschehen Ende Juli 1905.

Die Sparks, Oklahoma, Reviewschreibt: „Ein Mädchen in Oklahoma setzte eine Heirathsanzeige in's Blatt und war erfolgreich. Die gesammten Unkosten waren $11. Er starb innerhalb eines Jahres und hinterließ eine Versicherungspolice über $10,000. Und doch giebt's noch Leute, die sagen, es zahle sich nicht anzuzeigen."

* * *

In China scheint man nach den Berichten aus Shanghai damit beschäftigt zu sein, die kaum geöffnete Thür mit einem automatischen Schließapparate zu versehen.

Der Entdecker Canadas.

Paris, im August.

Seitdem die Franzosen sich ein neues Kolonialreich gegründet haben, erinnern sie sich gern des alten, das ihnen gleichsam unter den Händen zerrann. Es ist ein Gedanke voll Stolz und Verdruß. Die unermeßlichen Gebiete, aus denen heute England seine Reichthümer zieht, hätten sie behaupten und bewirthschaften können, wenn ihre Könige und Minister in unglaublicher Verblendung den kostbaren Besitz nicht gleichgültig preisgegeben hätten, den seine heldenhaften Seefahrer dem Mutterland als ein Geschenk ohnegleichen zubrachten. Aber in dieses Gefühl des Aergers mischt sich die Genugthuung, dennoch die Ersten gewesen zu sein, und der Stolz auf die tapferen Pioniere, die, die Seele von abenteuerlichen Träumen, geschwellt, in's Weite hinaussteuerten, um als Sieger und Mehrer heimzukehren, nachdem sie, ohne nach dem Lohne zu fragen, allen Gefahren der Ungewißheit Trotz geboten hatten.

Einem dieser Männer: Jacques Cartier, dem Entdecker und Eroberer Canadas, hat seine Vaterstadt Saint Malo vor ein paar Tagen ein prächtiges Denkmal aufgerichtet. Ein Entdecker im eigentlichsten Sinne war er zwar insofern nicht, als ihm zwei Vorläufer bereits den Weg gewiesen hatten. Schon ganz zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte der in englischen Diensten segelnde Venetianer Cabot — das Wort Cabotage schreibt sich von ihm her — den Golf von Saint Laurent in seine Karten eingezeichnet, und nach ihm hatte Denys aus Houfleur diese Küste gesichtet, vielleicht sogar schon in Begleitung Cartiers, der damals, 1523, achtundzwanzig Jahre alt und einer der besten Piloten des bretonischen Strandes war. Das ist die bloße Vermuthung einer Möglichkeit, denn wir wissen von Cartiers Vorleben fast gar nichts. Aber auf alle Fälle muß die Geschichte ihm die Initiative der Entdeckung zuerkennen. In jenen Tagen, vierzig Jahre nach der ersten Ausreise des Columbus, kannte man von der neuen Welt nur den Golf von Mexito, die Antillen und jenen kleinen Europa zunächst gelegenen Theil des amerikanischen Festlandes, den der Genuese selber noch unterworfen hatte. Allein dieses Gebiet war groß genug, um der ausgreifendsten Einbildungskraft Spielraum zu bieten, und selbst die kühnsten Geister dachten höchstens an eine Ausdehnung des Beutezuges in's Hinterland des bereits gewonnenen Küstenstrichs und etwa noch an ein weiteres Vordringen in südlicher Richtung. Das Verdienst, den Gedanken erfaßt zu haben, daß weiter droben im Norden noch eine neue Welt läge, die zu erschließen sich wohl verlohnen könnte, gebührt jedenfalls Jacques Cartier, der den Admiral Philipp de Chabot für seinen Plan zu gewinnen verstand. Der Admiral befürwortete das Unternehmen bei Franz dem Ersten, und kurz darauf, am 20. April 1534, lichtete Cartier als Führer der ersten königlichen Expedition nach den Terres Neuves in Saint Malo die Anker.

Wir bestaunen die schwimmenden Paläste und gepanzerten Festungen, de heute die Meere durchkreuzen, und vergessen über diesen Sieg der Kultur häufig, welcher grenzenlosen Bewunderung die Seefahrer der Vergangenheit würdig sind, die ohne Konservenbüchsen, ohne ausreichendes Trinkwasser in dürftigst ausgerüsteten Nußschalen den Kampf mit den Elementen aufnahmen. Columbus war mit drei armseligen Karavellen von Palos in See gestochen; Cartier, der allerdings wußte, wohin er ging, und des Zieles sicher war, verfügte nicht einmal über eine solche Macht. Seine „Flotte" bestand aus zwei Böten von je sechzig Tonnen und hatte eine Bemannung von 120 Köpfen. Damit macht man heutzutage nicht einmal eine Sängerfahrt auf den Rhein; Cartier hat damit Kanada erobert.

Auf den ersten Anhieb gelang ihm dies freilich nicht. Nach dreiwöchiger Fahrt erreichte er die Neufundlands-Insel, die man bisher als einen Bestandtheil des Continentes angesehen hatte, setzte den Fuß auf die Küste von Labrador, befuhr die Meerenge zwischen dem Kap Roy und dem Kap Breton, legte in der Mündung des Saint Laurentstromes an und pflanzte überall das Kreuz neben der Fahne seines Königs auf. Sich weiter vorzuwagen gestatteten ihm seine geringen Hülfsmittel nicht. So lenkte er denn, mit der festen Absicht, wiederzukehren, seine zwei wackligen Kähne heimwärts und traf, just vier und einen halben Monat nach seiner Ausreise, in Saint Malo wieder ein.

Ein Jahr darauf, am 19. Mai, trat er, wie er sich es vorgesetzt hatte, von diesem Hafen seine zweite Expedition an, die an Fährlichkeiten, Abenteuern und Ueberraschungen, aber auch an Ergebnissen so reich war, daß sie ihm einen Platz neben den glücklichsten spanischen Conquistadoren sicherte. Diesmal war er besser, obschon immer noch sehr bescheiden ausgerüstet. Außer seinen beiden 60 Tonnen - Booten befehligte er noch ein doppelt so großes Admiralsschiff, die Grande Herminie. Mit diesem Geschwader fuhr er den Saint Laurent hinauf bis zu der Stelle, wo heute Quebec liegt, setzte seinen Versuch in kleinen Ruderbooten stromaufwärts fort und gelangte schließlich nach einem Nebenflusse, der heute seinen Namen trägt, nach einer Ansiedlung, aus der das blühende Montreal geworden ist, dessen Bewohner unter allen Canadiern französische Art und Sprache am treuesten bewahrt haben. Und überall, wohin Cartier kam, rief er durch sein Auftreten die freundlichste Aufnahme seitens der Eingeborenen hervor, die ihm gern Verträge zugestanden und ihm in jeder Weise förderlich waren. Er hat das Vertrauen dieser Naturkinder nie getäuscht und sein Schild durch keine der Verruchtheiten befleckt, deren die Cortez und Pizarro sich schuldig machten. Und als er, mit Preisgabe eines seiner Schiffe, dessen Bemannung vom Skorbut hingerafft worden war, Canada verließ, herrschte Wehklagen in allen Wigwams. Es fehlte wenig, und die Rothhäute hätten Gewalt gebraucht, um ihren großen, weißen Freund in ihrer Mitte zurückzubehalten.

Kein anderer als Cartier wäre mithin besser geeignet gewesen, die Nouvelle France, wie er Canada getauft hatte, zu verwalten und zu regieren. Allein als er 1541 zum dritten Male nach deren Gestaden steuerte, stand er unter dem Oberbefehl eines pikardischen Edelmannes, Francois de la Roque de Roberval, eines müßigen, unfähigen Gecken, der lediglich der Hofgunst die Ernennung zum Gouverneur der neuen Colonie verdankte. Den gnädigen Herren in Paris schien es eben undenkbar, einen einfachen Piloten schlichtester Herkunft mit viceköniglichen Ehren zu bekleiden, mochte er sich auch einen tausendfachen Anspruch darauf erworben haben. Die Folgen dieser Ungerechtigkeit sollten auch bald fühlbar werden. Cartier, der das von Roberval beliebte System der Schneidigkeit mißbilligte, überwarf sich mit dem Gouverneur und kehrte nach Frankreich zurück, wo ihm das gleiche Schicksal erwartete, wie vor ihm Columbus und nach ihm Montcolm und Dupleix. Er wurde mit Schmähungen und Verdächtigungen empfangen, der Unterschleife und anderer Verbrechen angeklagt, und wenn man ihn auch nicht in Ketten legte, so machte man ihm das Leben doch so sauer, daß er die größte Mühe hatte, sich gegen die Anschuldigungen seiner Gegner zu vertheidigen. Es gelang ihm nichtsdestoweniger, sich so glänzend zu rechtfertigen, daß der König, um ihn für die erlittene Unbill zu entschädigen, ihm den Adelsbrief verlieh: allein selbst die Gunst des Königs war ohnmächtig gegen das Uebelwollen seiner Höflinge und Berather, die Cartier's Beseitigung beschlossen hatten. Vergebens bemühte sich der tapfere Capitän um ein neues Amt, eine Bestallung. Er begegnete überall Hindernissen und wurde sofort in's Dunkel zurückgestoßen, wie er ein Plätzchen in der Sonne für sich verlangte. Im Winkel, verbittert und verarmt, hat er auch nach langem, erfolglosem Kampf geendet. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens verlieren wir ihn gänzlich aus den Augen. Wir wissen nur, daß er 60 Jahre alt und auf dem Kirchhofe von Saint Malo sang- und klanglos beigesetzt wurde.

In Saint Malo erhebt sich nun sein Standbild, zu dessen Enthüllung eine starke Abordnung aus Canada herübergekommen war. Es erinnerte die Canadier daran, daß sie einmal Franzosen, und die Franzosen, daß sie Schwächlinge waren, im Versailler Vertrag von 1763, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten und selbst ohne einen Gegenwerth zu fordern, die Nouvelle France und obendrein Ostindien von den Engländern sich entwinden ließe. Immerhin hat Frankreich aus der Eroberung Gewinn gezogen. Im Tagebuche Cartier's lesen wir an einer Stelle:

„Sie (die Indianer) besitzen ein gewisses Kraut, von dem sie Vorräthe anlegen; sie tragen eine gewisse Menge davon in einem Säckchen um den Hals; sie nehmen ein Stück hohlen Holzes, eine Art Röhrchen, und stopfen in dessen oberes Ende das getrocknete Kraut, während sie das untere in den Mund stecken; sie legen auf das Kraut eine Kohle, ziehen den Rauch ein und geben ihn durch die Kehle wieder; ihr Nasenloch erfüllt dabei die Aufgabe des Schornsteins unserer Häuser. Wir thun es ihnen nach, aber der Rauch verbrennt uns den Mund wie Pfeffer."

Diese naive Schilderung berichtet über nichts Geringeres als über die Entdeckung des Tabaks, der, wie irrthümlich angenommen wird, nicht von den Leuten des Columbus, sondern von denen Cartier's zuerst nach Europa gebracht wurde. Heute wirft das Tabakmonopol 450 Millionen jährlich in den Staatsschatz der Republik. Unter diesem Gesichtswinkel werden fiskalisch begabte Gemüther selbst das verlorene Canada vielleicht noch als die werthvollste Colonie Frankreichs preisen. Wer verurtheilt ist, französische Cigarren zu rauchen, wird allerdings anderer Meinung darüber sein.

Professor (im sogenannten Kulturexamen): „Für welches Geschlecht ist die Pädagogik?" Kandidat (verlegen): „Fürs männliche!" Professor: „Nein!" Kandidat (im Brustton der Ueberzeugung): „Fürs weibliche!" Professor (erzürnt): „Unsinn! Fürs heranwachsende Geschlecht!"

* * *

Man erzähle von den Nebenmenschen nichts böses. Solches ist überflüssig, da es schon die andern besorgen.